

Dickens | Der Weihnachtsabend

Charles Dickens
Der Weihnachtsabend
oder
Eine Geistergeschichte zum Christfest

Aus dem Englischen übersetzt
von Hans-Christian Oeser

Reclam

Englischer Originaltitel: *A Christmas Carol in Prose. Being A Ghost Story of Christmas*

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14309

2022 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Druck und Bindung: EsserDruck Solutions GmbH,

Untere Sonnenstraße 5, 84030 Ergolding

Printed in Germany 2022

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-014309-4

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Gewidmet dir, dem Leser.
Mögen die Geister dich gebührend
heimsuchen!

Vorbemerkung

In diesem kleinen Geisterbuch habe ich mich bemüht, den Geist einer Idee zum Leben zu erwecken. Das soll meinen Lesern aber nicht die Laune verderben, weder was sie selbst, ihre Mitmenschen und die Festtage, noch was mich betrifft. Möge er ihre Häuser freundlich heimsuchen und niemand ihn vertreiben wollen.

Ihr getreuer Freund und Diener

C. D.

Dezember 1843

Erste Strophe

Marleys Geist

Marley war tot, dies gleich vorneweg. Daran besteht überhaupt kein Zweifel. Der Eintrag im Begräbnisregister war vom Geistlichen, vom Handlungsgehilfen, vom Leichenbestatter und vom Hauptleidtragenden unterschrieben worden. Ja, Scrooge hatte unterschrieben. Und Scrooges Name war ja auch auf der Börse gut für alles, was er zu unterschreiben beliebte.

Der alte Marley war tot wie ein Türnagel.

Wohlgemerkt, ich will nicht behaupten, aus eigener Kenntnis zu wissen, was an einem Türnagel so besonders tot sein soll. Vielleicht wäre ich geneigt, einen Sargnagel als das toteste Stück Eisenware zu betrachten, das im Handel erhältlich ist. Doch in jenem Vergleich liegt die Weisheit unserer Vorfahren; und meine unheiligen Hände sollen ihn nicht entweihen, sonst wäre es um unser Land geschehen. Sie werden mir daher erlauben, mit Nachdruck zu wiederholen: Marley war tot wie ein Türnagel.

Wusste Scrooge, dass er tot war? Natürlich wusste er es. Wie könnte es auch anders sein? Scrooge und er waren Geschäftspartner gewesen, ich weiß nicht, seit wie vielen Jahren. Scrooge war sein alleiniger Testamentsvollstrecker, sein alleiniger Nachlassverwalter, sein alleiniger Rechtsnachfolger, sein alleiniger Vermächtnisnehmer, sein einziger Freund und der einzige Leidtragende. Und selbst Scrooge war von dem traurigen Vorfall nicht so erschüttert, dass er sich nicht noch am Tag der Beerdigung als ausgezeichneter Geschäftsmann erwiesen und ihn fei-

erlich mit einem zweifellos vorteilhaften Handel begangen hätte.

Die Erwähnung von Marleys Beisetzung führt mich zurück zu meinem Ausgangspunkt. Es besteht kein Zweifel, dass Marley tot war. Das muss man ein für allemal begreifen, sonst hat die Geschichte, die ich erzählen werde, nichts Wunderbares an sich. Wären wir nicht vollkommen überzeugt, dass Hamlets Vater vor Beginn des Stücks gestorben ist, so wäre sein nächtlicher Spaziergang auf dem eigenen Festungswall bei Ostwind nicht bemerkenswerter, als wenn irgendein Gentleman mittleren Alters nach Einbruch der Dunkelheit unversehens an einem windigen Ort auftaucht – sagen wir, auf dem Kirchhof von St. Paul’s –, um den schwachen Verstand seines Sohnes in Staunen zu versetzen.

Den Namen des alten Marley ließ Scrooge nie übermalen. Noch Jahre später stand er über der Tür des Lagerhauses: Scrooge & Marley. Die Firma war unter dem Namen Scrooge & Marley bekannt. Manchmal nannten Leute, die neu ins Geschäft kamen, Scrooge Scrooge und manchmal Marley, doch er hörte auf beide Namen. Für ihn war alles ein und dasselbe.

Oh, aber er war ein rechter Geizhals, dieser Scrooge! Ein schröpfender, raffender, klaubender, scharrender, krallender habgieriger alter Sünder! Hart und scharf wie Feuerstein, aus dem noch kein Stahl ein großzügiges Feuer geschlagen hat; in sich gekehrt, abgesondert und verschlossen wie eine Auster. Die Kälte in seinem Innern hatte seine alten Gesichtszüge starr, seine spitze Nase noch spitzer, seine Wangen welk, seinen Gang steif, seine Augen rot und seine dünnen Lippen blau werden lassen – und drückte sich hin-

terlistig in seiner raspelnden Stimme aus. Auf seinem Kopf, seinen Brauen und seinem kantigen Kinn lag eisiger Reif. Seine frostige Temperatur trug er stets mit sich herum: An den heißen Hundstagen kühlte er sein Büro damit, und zur Weihnachtszeit taute er um kein Grad auf.

Äußere Hitze und Kälte hatten wenig Einfluss auf Scrooge. Keine Wärme konnte ihn erhitzten, kein Winterwetter ihn erkälten. Kein Wind, der wehte, war schneidend, kein fallender Schnee zielstrebiger als er, kein prasselnder Regen weniger offen für flehentliche Bitten. Das miserabelste Wetter wusste nicht, wo es ihn packen konnte. Die heftigsten Regen-, Schnee-, Hagel- oder Graupelschauer vermochten sich ihm gegenüber nur eines Vorzugs rühmen: Sie zeigten sich oft freigebig, Scrooge dagegen nie.

Niemand hielt ihn jemals auf der Straße an, um mit freudiger Miene zu fragen: »Mein lieber Scrooge, wie geht es Ihnen? Wann kommen Sie mich einmal besuchen?« Kein Bettler flehte ihn um eine milde Gabe an, kein Kind fragte ihn nach der Uhrzeit, zeit seines Lebens hatten sich kein Mann und keine Frau bei Scrooge je nach dem Weg erkundigt. Selbst die Blindenhunde schienen ihn zu kennen; und wenn sie ihn kommen sahen, zerrten sie ihre Besitzer in Hauseingänge und Höfe, dann wedelten sie mit dem Schwanz, als wollten sie sagen: »Gar kein Augenlicht ist immer noch besser als ein böser Blick, blindes Herrchen!«

Aber was kümmerte das Scrooge! Genau das gefiel ihm ja. Sich auf den überfüllten Pfaden des Lebens voranzukämpfen und sich alles menschliche Mitgefühl vom Leib zu halten, genau das war, wie die Eingeweihten es nennen, Scrooges »Fimmel«.

Einmal nun geschah es – von allen schönen Tagen des Jahres ausgerechnet am Weihnachtsabend –, dass der alte Scrooge geschäftig in seinem Kontor* saß. Draußen war es trostlos und bitterkalt, neblig obendrein, und er hörte, wie die Leute im Hof schnaufend auf und ab gingen, die Hände vor der Brust zusammenschlugen und mit den Füßen auf den Boden stampften, um sich zu wärmen. Die Uhren der Stadt hatten eben erst drei geschlagen, doch es war schon recht dunkel – den ganzen Tag war es nicht hell geworden –, und in den Fenstern der benachbarten Büros flackerten Kerzen wie rötliche Schlieren durch die zum Greifen dicke, braune Luft. Der Nebel strömte in jeden Spalt und jedes Schlüsselloch und war so undurchdringlich, dass die gegenüberliegenden Häuser, obschon der Hof zu den schmalsten gehörte, bloße Phantome zu sein schienen. Wenn man sah, wie die düstere Wolke sich herabsenkte und alles verfinsterte, hätte man meinen können, die Natur hause ganz in der Nähe und brüte etwas Gewaltiges aus.

Die Tür von Scrooges Kontor stand offen, damit er seinen Handlungsgehilfen im Auge behalten konnte, der in einer tristen kleinen Zelle dahinter, einer Art Kabuff, Briefe abschrieb. Scrooge hatte ein sehr kleines Feuer brennen, doch das Feuer des Handlungsgehilfen war noch viel kleiner; es sah aus, als bestünde es aus einem einzigen Stück Kohle. Aber er konnte nicht nachlegen, denn Scrooge bewahrte den Kohlenkasten in seinem Zimmer auf; und so sicher, wie der Handlungsgehilfe mit der Schaufel herein kam, drohte ihm sein Herr, ihre Wege würden sich trennen müssen. Weswegen sich der Handlungsgehilfe in seinen weißen Wollschal hüllte und versuchte, sich an der Kerze

zu wärmen, was ihm, da er kein Mann von großer Vorstellungskraft war, jedoch missglückte.

»Frohe Weihnachten, Onkel! Gott schütze dich!«, rief eine muntere Stimme. Es war die Stimme von Scrooges Neffen, der so schnell eingetreten war, dass Scrooge ihn erst jetzt bemerkte.

»Pah!«, sagte Scrooge. »Humbug!«

Von dem raschen Gang durch Nebel und Frost war er so erhitzt, dieser Neffe, dass er geradezu glühte; sein hübsches Gesicht war gerötet; seine Augen funkelten, und gleich fing sein Atem wieder an zu dampfen.

»Weihnachten Humbug, Onkel?«, fragte Scrooges Neffe.
»Das meinst du doch nicht etwa ernst?«

»Und ob!«, sagte Scrooge. »Frohe Weihnachten! Was für ein Recht hast du, froh zu sein? Was für einen Grund hast du, froh zu sein? Arm wie du bist.«

»Ach, komm schon!«, erwiderte der Neffe heiter. »Was für ein Recht hast du, trübsinnig zu sein? Was für einen Grund hast du, missmutig zu sein? Reich wie du bist.«

Scrooge, dem spontan keine bessere Antwort einfiel, sagte nur wieder: »Pah!«, und schickte ein »Humbug« hinterher.

»Sei nicht so böse, Onkel!«, sagte der Neffe.

»Was sollte ich sonst sein?«, entgegnete der Onkel, »wenn ich in einer Welt voller Narren lebe? Frohe Weihnachten! Hinaus damit! Frohe Weihnachten! Was ist die Weihnachtszeit für dich anderes als eine Zeit, in der du Rechnungen bezahlen musst, ohne Geld zu haben? Eine Zeit, in der du ein Jahr älter, aber keine Stunde reicher geworden bist? Eine Zeit, in der du die Bücher abschließt und feststellst, dass ein Dutzend Monate lang jeder Posten gegen

dich spricht? Wenn es nach meinem Willen ginge«, sagte Scrooge entrüstet, »sollte jeder Idiot, der mit ›Frohe Weihnachten‹ auf den Lippen herumläuft, mit seinem eigenen Plumpudding* gekocht und mit einem Stechpalmenstock im Herzen begraben werden. Jawohl!«

»Onkel!«, flehte der Neffe.

»Neffe!«, entgegnete der Onkel streng. »Feiere du Weihnachten auf deine Weise, und lass es mich auf meine Weise feiern.«

»Feiern!«, wiederholte Scrooges Neffe. »Aber du feierst es doch gar nicht.«

»Dann erlaube mir, dass ich nichts damit zu tun haben will«, sagte Scrooge. »Möge es dir viel Gutes bringen! Bis-
her hat es dir nicht viel Gutes gebracht!«

»Es gibt viele Dinge, die mir Gutes hätten bringen können und von denen ich doch nicht profitiert habe«, erwider-
te der Neffe. »Darunter auch Weihnachten. Aber ich bin si-
cher, dass ich die Weihnachtszeit, wenn sie dann kam – ab-
gesehen von der Verehrung, die ihrem heiligen Namen und Ursprung gebührt; falls man von etwas, das so dazugehört,
überhaupt absehen kann –, dass ich sie immer als eine gute
Zeit empfunden habe: als eine Zeit der Güte, der Verge-
bung, der Barmherzigkeit, der Freundlichkeit; als die einzi-
ge Zeit im langen Jahreskalender, die ich kenne, in der Männer und Frauen in gegenseitigem Einvernehmen weit ihre
verschlossenen Herzen öffnen und an Menschen, die unter
ihnen stehen, so zu denken scheinen, als wären diese tat-
sächlich Gefährten auf dem Weg zum Grab und nicht eine
andere Gattung, unterwegs zu anderen Zielen. Und des-
halb, Onkel, auch wenn mir die Weihnachtszeit nie ein
Stück Gold oder Silber zugesteckt hat, glaube ich, dass sie

mir Gutes gebracht *hat* und weiterhin Gutes bringen *wird*, und ich sage, Gott segne sie!«

Aus seinem Kabuff heraus spendete der Handlungshilfe unbedacht Beifall. Als er sich der Ungehörigkeit dieser Geste bewusst wurde, stocherte er hastig in der Glut und löschte den letzten schwachen Funken für immer.

»Sollte ich von *Ihnen* noch einen Ton hören«, sagte Scrooge, »werden Sie Weihnachten mit dem Verlust Ihrer Stellung feiern! Du bist ein recht gewaltiger Redner, mein Junge«, setzte er, an seinen Neffen gewandt, hinzu. »Ich frage mich, warum du nicht Parlamentsabgeordneter wirst.«

»Sei nicht ärgerlich, Onkel. Komm! Iss morgen mit uns zu Abend.«

Scrooge sagte, eher sehe er ihn in der – ja, diese Worte sprach er wirklich! Er führte den Satz zu Ende und sagte, eher sehe er ihn in jenem Schlund* wieder.

»Aber warum?«, rief Scrooges Neffe. »Warum?«

»Warum hast du geheiratet?«, fragte Scrooge.

»Weil ich mich verliebt habe.«

»Weil du dich verliebt hast!«, knurrte Scrooge, als wäre dies das Einzige auf der Welt, was noch lächerlicher war als frohe Weihnachten. »Einen schönen Tag noch!«

»Aber, Onkel, du hast mich auch davor nie besucht. Warum also das als Grund dafür angeben, dass du mich jetzt nicht besuchen willst?«

»Schönen Tag noch«, sagte Scrooge.

»Ich will nichts von dir; ich verlange nichts von dir; warum können wir nicht einfach Freunde sein?«

»Schönen Tag!«, sagte Scrooge.

»Ich bedauere von ganzem Herzen, dass du so halsstarrig bist. Es hat nie einen Streit zwischen uns gegeben, an dem

ich beteiligt gewesen wäre. Aber Weihnachten zu Ehren habe ich einen Versuch unternommen und werde meine Weihnachtslaune bis zuletzt beibehalten. Also frohe Weihnachten, Onkel!«

»Schönen Tag!«, sagte Scrooge.

»Und ein glückliches neues Jahr!«

»Schönen Tag!«, sagte Scrooge.

Dessen ungeachtet verließ sein Neffe das Zimmer ohne ein böses Wort. An der Außentür blieb er stehen, um auch dem Handlungsgehilfen Weihnachtsgrüße zu übermitteln, der, sosehr es ihn fröstelte, wärmer war als Scrooge – denn er erwiderte sie herzlich.

»Noch so ein Kerl«, murmelte Scrooge, der ihn gehört hatte. »Mein Handlungsgehilfe, fünfzehn Schilling die Woche, Frau und Kinder, und redet über frohe Weihnachten. Ich komme noch ins Irrenhaus.«

Dieser Verrückte hatte, indem er Scrooges Neffen hinausließ, zwei andere Personen hereingelassen. Es waren beliebte Gentlemen, angenehm anzuschauen, die nun mit gezogenem Hut in Scrooges Büro standen. Sie hielten Bücher und Papiere in den Händen und verbeugten sich vor ihm.

»Scrooge & Marley, wenn ich nicht irre«, sagte einer der Gentlemen und deutete auf seine Liste. »Habe ich das Vergnügen, mit Mr Scrooge oder mit Mr Marley zu sprechen?«

»Mr Marley ist seit sieben Jahren tot«, antwortete Scrooge.
»Er starb vor sieben Jahren, genau an diesem Abend.«

»Wir zweifeln nicht, dass sein überlebender Partner seine Freigebigkeit gut vertreten wird«, sagte der Gentleman und überreichte sein Empfehlungsschreiben.

Das traf wohl zu, waren sie doch Seelenverwandte gewesen. Bei dem ominösen Wort »Freigebigkeit« jedoch

runzelte Scrooge die Stirn, schüttelte den Kopf und gab das Empfehlungsschreiben zurück.

»Zu dieser festlichen Jahreszeit, Mr Scrooge«, sagte der Gentleman und zückte einen Federhalter, »ist es noch wünschenswerter als sonst, dass wir ein wenig Vorsorge treffen für die Armen und Bedürftigen, die gegenwärtig sehr zu leiden haben. Vielen Tausenden fehlt es am Nötigsten; Hunderttausenden fehlt es an den einfachsten Annehmlichkeiten, Sir.«

»Gibt es keine Gefängnisse?«, fragte Scrooge.

»Jede Menge Gefängnisse«, sagte der Gentleman und legte den Federhalter wieder weg.

»Und die Armenhäuser?«, wollte Scrooge wissen. »Sind sie noch in Betrieb?«

»Das sind sie. Dennoch«, erwiderte der Gentleman, »wünschte ich, das Gegenteil sagen zu können.«

»Tretmühle* und Armengesetz* haben also weiterhin volle Geltung?«, fragte Scrooge.

»Beide finden große Anwendung, Sir.«

»Oh! Freut mich sehr, das zu hören«, sagte Scrooge. »Nach dem, was Sie eingangs sagten, befürchtete ich schon, es sei etwas vorgefallen, was sie in ihrer nützlichen Tätigkeit aufhalten könnte.«

»Unter dem Eindruck, dass sie der breiten Volksmasse schwerlich christliche Heiterkeit an Leib und Seele vermitteln«, erwiderte der Gentleman, »bemühen sich einige von uns, Spenden zu sammeln, um den Armen etwas zu essen und zu trinken zu geben und ihnen wärmende Kleidung zu beschaffen. Wir haben diese Zeit gewählt, weil sie genau die Zeit ist, da der Mangel am stärksten spürbar wird und der Überfluss frohlockt. Was darf ich von Ihnen erwarten?«

»Nichts!«, erwiederte Scrooge.

»Sie wünschen, anonym zu bleiben?«

»Ich wünsche, in Ruhe gelassen zu werden«, sagte Scrooge.

»Wenn Sie schon fragen, was ich wünsche, Gentlemen – das ist meine Antwort. Ich selbst feiere Weihnachten nicht und kann es mir nicht leisten, Müßiggängern das Feiern zu ermöglichen. Ich beteilige mich daran, die erwähnten Einrichtungen zu unterstützen – die kosten genug; und wem es schlecht geht, der muss sich eben dorthin wenden.«

»Viele können sich nicht dorthin wenden. Und viele würden lieber sterben.«

»Wenn sie lieber sterben wollen«, sagte Scrooge, »sollten sie es doch einfach tun und so den Bevölkerungsüberschuss verringern*. Außerdem – Sie entschuldigen – verstehe ich nichts davon.«

»Aber Sie könnten etwas davon verstehen«, bemerkte der Gentleman.

»Es geht mich nichts an«, erwiederte Scrooge. »Es genügt, dass man etwas von seinem eigenen Geschäft versteht und sich nicht in das anderer Leute einmischt. Das meinige nimmt mich unentwegt in Anspruch. Schönen Nachmittag noch, Gentlemen!«

Die Gentlemen sahen ein, dass es zwecklos war, ihr Anliegen weiterzuverfolgen, und zogen sich zurück. Scrooge nahm seine Arbeit wieder auf, mit einer höheren Meinung von sich selbst und in besserer Stimmung als gewöhnlich.

Unterdessen hatten sich Nebeldunst und Dunkelheit so sehr verdichtet, dass Leute mit brennenden Fackeln umherliefen und sich erboten, Kutschen voranzugehen und ihren Pferden derart den Weg zu weisen. Der verfrorene alte Turm einer Kirche, dessen schroffe alte Glocke durch ein

gotisches Fenster in der Mauer stets verstohlen auf Scrooge herabblickte, wurde unsichtbar und schlug die Stunden und Viertelstunden hoch oben in den Wolken – mit zitternden Schwingungen, geradeso als klapperten ihm die Zähne. Die Kälte nahm zu. In der Hauptstraße an der Ecke des Hofes waren einige Arbeiter damit beschäftigt, die Gasleitungen auszubessern; in einem Kohlenbecken hatten sie ein großes Feuer entzündet, um das sich eine Gruppe zerlumpter Männer und Jungen drängte, die sich die Hände wärmtten und verzückt in die Flammen blinzelten. Aus einer vernachlässigten Entnahmestelle trat Wasser aus, das mürrisch gefror und zu misanthropischem Eis wurde. Der Glanz der Ladenfenster, in deren Lampenwärme Stechpalmenzweige und -beeren knisterten, rötete die bleichen Gesichter der Passanten. Das Gewerbe der Geflügel- und Kolonialwarenhändler geriet zu einem prächtigen Spaß, einem glorreichen Spektakel, bei dessen Anblick man fast nicht glauben wollte, dass solch langweilige Gesetzmäßigkeiten wie Kauf und Verkauf irgendetwas damit zu tun haben könnten. In der mächtigen Festung seines Amtssitzes gab der Oberbürgermeister seinen fünfzig Köchen und Butlern die Anweisung, Weihnachten so zu feiern, wie es sich für den Haushalt eines Oberbürgermeisters schickt. Und selbst der kleine Schneider, den er am Montag zuvor mit einer Geldstrafe von fünf Schilling belegt hatte, weil er sich betrunken und mordlustig auf den Straßen herumgetrieben hatte, rührte in seiner Dachstube den Weihnachtspudding für den kommenden Tag an, während seine magere Frau mit dem Säugling hinausging, um den Rinderbraten zu besorgen.

Es wurde noch nebliger und kälter. Eine durchdringende, stechende, schneidende Kälte. Hätte der brave heilige

Dunstan* dem Bösen Geist mit nur einem winzigen Hauch derartigen Wetters in die Nase gezwickt, statt seine gewohnten Waffen zu gebrauchen, so wäre dieser gewiss in gellendes Geschrei ausgebrochen. Der Besitzer einer dünnen jungen Nase, von der hungrigen Kälte so zerknabbert und zernagt, wie Knochen von Hunden zernagt werden, beugte sich hinab zu Scrooges Schlüsselloch, um ihn mit einem Weihnachtslied zu erfreuen. Doch beim ersten Ton von

Gott segne Euch, mein lust'ger Herr!
Nichts soll Euch noch erschüttern!

griff Scrooge mit einer so heftigen Bewegung nach seinem Lineal, dass der Sänger entsetzt floh und das Schlüsselloch dem Nebel und dem noch besser zu Scrooge passenden Frost überließ.

Endlich kam die Stunde, da das Kontor zugesperrt werden sollte. Widerstrebend erhob sich Scrooge von seinem Stuhl – damit gestand er dem erwartungsvollen Handlungsgehilfen in seinem Kabuff stillschweigend zu, dass jetzt Büroschluss war. Der löschte sogleich seine Kerze und setzte seinen Hut auf.

»Sie wollen sich morgen wohl den ganzen Tag freinehmen?«, fragte Scrooge.

»Wenn es Ihnen genehm ist, Sir.«

»Es ist mir nicht genehm«, sagte Scrooge, »und es ist auch nicht recht. Wenn ich Ihnen eine halbe Krone dafür berechne, werden Sie sich gewiss schlecht behandelt fühlen?«

Der Handlungsgehilfe lächelte schwach.

»Allerdings glauben Sie nicht«, sagte Scrooge, »dass ich

mich schlecht behandelt fühle, wenn ich Ihnen für keine Arbeit einen vollen Tageslohn zahle.«

Der Handlungsgehilfe führte an, dies geschehe nur einmal im Jahr.

»Eine schlechte Ausrede, um einem Mann an jedem fünfundzwanzigsten Dezember Geld aus der Tasche zu ziehen«, sagte Scrooge und knöpfte seinen Überrock bis zum Kinn zu. »Aber Sie werden sich wohl den ganzen Tag freinehmen müssen. Seien Sie am nächsten Morgen umso früher hier.«

Der Handlungsgehilfe versprach es ihm, und mit einem Knurren ging Scrooge hinaus. Das Büro wurde augenblicklich geschlossen, und der Handlungsgehilfe, dem die langen Enden seines weißen Wollschals bis unter die Taille baumelten (denn er konnte sich keines Überrocks rühmen), rutschte dem Weihnachtsabend zu Ehren als Letzter in einer Horde von Jungen den Cornhill auf einer Eisbahn hinab, ganze zwanzigmal, und rannte dann so schnell er konnte heim nach Camden Town*, um Blindekuh zu spielen.

Scrooge nahm sein melancholisches Abendessen in seiner gewohnten melancholischen Schenke ein, und nachdem er alle Zeitungen gelesen und den Rest des Abends mit seinem Bankbuch zugebracht hatte, ging er nach Hause und zu Bett. Er bewohnte die Räumlichkeiten, die einst seinem verstorbenen Partner gehört hatten. Es handelte sich um eine düstere Zimmerflucht, die sich in einem finsteren Gebäude oben auf einem Hof befand, wo es so fehl am Platz war, dass man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, es habe sich als junges Haus beim Versteckspiel mit anderen Häusern dorthin verlaufen und nicht wieder hinausgefunden. Inzwischen war es recht alt und recht trostlos, denn

außer Scrooge wohnte niemand darin. Alle anderen Zimmer wurden als Büroräume vermietet. Der Hof war so dunkel, dass selbst Scrooge, der jeden Stein kannte, sich gern mit den Händen vorantastete. Die alte schwarze Haustür war so mit Nebel und Frost verhangen, dass es den Anschein hatte, als säße in schwerkümmigem Grübeln der Wettergeist höchstpersönlich auf der Schwelle.

Nun lässt es sich nicht abstreiten, dass der Klopfer an der Tür, von seiner Größe einmal abgesehen, nichts Besonderes an sich hatte. Ebenso richtig ist, dass Scrooge diesen Klopfer seit seinem Einzug bei Tag wie auch bei Nacht gesehen hatte. Und genauso unstrittig ist es, dass Scrooge von dem, was man Vorstellungskraft nennt, so wenig besaß wie sonst niemand in London, einschließlich – ein gewagter Ausspruch! – der Gemeindeverwaltung, der Ratsherren und der Gilden. Auch sollten wir berücksichtigen, dass Scrooge seit der letzten Erwähnung seines vor sieben Jahren verstorbenen Partners an diesem Nachmittag keinen einzigen Gedanken an Marley verschwendet hatte. Und nun möge mir jemand erklären – wenn er es denn kann –, wie es dazu kam, dass Scrooge, als er den Schlüssel ins Schloss steckte, in dem Türklopfer, ohne dass dieser einer zwischenzeitlichen Verwandlung unterworfen worden wäre, nicht etwa einen Türklopfer erblickte, sondern Marleys Gesicht.

Marleys Gesicht. Es lag nicht in undurchdringlichem Dunkel wie die anderen Gegenstände im Hof, sondern war von trübem Licht umhüllt, wie ein verdorbener Hummer in einem finsternen Keller. Es blickte nicht zornig oder grimmig, sondern sah Scrooge so an, wie Marley ihn immer angesehen hatte: die gespenstische Brille auf die gespenstischen

sche Stirn geschoben. Das Haar sonderbar aufgewühlt, wie von Atem oder von heißer Luft, und die Augen, obzwar weit aufgerissen, vollkommen reglos. Dies und seine Blässe machten das Gesicht grauenerregend, doch das Grauen schien außerhalb des Gesichts und außerhalb seiner Kontrolle zu liegen, statt Teil seines Ausdrucks zu sein.

Scrooge starnte das Phänomen unverwandt an – da war es plötzlich wieder ein Türklopfer.

Zu behaupten, diese grausige und seit Kindertagen nicht mehr verspürte Empfindung habe ihn nicht schaudern oder das Blut in seinen Adern gefrieren lassen, hieße die Unwahrheit sagen. Und doch legte er die Hand auf den Schlüssel, den er losgelassen hatte, drehte ihn entschlossen um, trat ein und entzündete seine Kerze.

Allerdings hielt er einen Moment unschlüssig inne, bevor er die Tür zudrückte, und spähte zunächst vorsichtig hinter die Tür, als rechne er fast damit, von Marleys in den Hausflur ragendem Zopf geängstigt zu werden. Indes war hinter der Tür nichts zu sehen außer den Schrauben und Muttern, mit denen der Klopfer befestigt war, und so sagte er: »Puh! Puh!« und schlug die Tür mit einem Knall zu.

Das Geräusch hallte wie ein Donnerschlag durchs Haus. Jedes Zimmer oben und jedes Fass in den Kellern des Weinhandlers unten schien mit einem eigenen dröhnen Echo zu antworten. Scrooge war aber nicht der Mann, der sich von Echos einschüchtern ließ. Er verriegelte die Tür, ging den Hausflur entlang und die Treppe hinauf, und zwar langsam, weil er im Gehen den Docht seiner Kerze putzte.

Es heißt ja manchmal, man könne seinen mit sechs Pferden bespannten Wagen eine gute alte Treppenflucht hinauf oder durch ein schlechtes neues Parlamentsgesetz* jagen.

Ich aber will sagen, auch mit einem Leichenwagen wäre man diese Treppe hinaufgekommen, und zwar der Quere nach, mit dem Ortscheit zur Wand und der Tür zum Geländer hin, und es wäre ein Leichtes gewesen. Die Treppe war breit genug dafür, und es wäre immer noch Platz übrig geblieben – vielleicht glaubte Scrooge ja deshalb, einen selbstfahrenden Leichenwagen vor sich in der Finsternis zu sehen. Selbst ein halbes Dutzend Gaslaternen auf der Straße hätte den Eingang nicht sonderlich gut ausgeleuchtet, und so darf man vermuten, dass es beim Schein von Scrooges Funzel ziemlich dunkel war.

Scrooge ging hinauf, ohne sich einen Deut darum zu scheren. Dunkelheit ist preiswert, und das gefiel Scrooge. Doch bevor er seine schwere Wohnungstür schloss, durchschritt er die Zimmer, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung sei. Die Erinnerung an das Gesicht war gerade stark genug, um diesem Bedürfnis nachzugeben.

Wohnstube, Schlafzimmer, Abstellkammer. Alles so, wie es sein sollte. Niemand unter dem Tisch, niemand unter dem Sofa; ein kleines Feuer auf dem Rost; Löffel und Schale standen bereit; und auf dem Herd der kleine Topf mit Hafergrütze (Scrooge hatte Schnupfen). Niemand unter dem Bett, niemand im Schrank, niemand in seinem Schlafrock, der in verdächtiger Pose an der Wand hing. Die Abstellkammer wie immer. Das alte Kamingitter, die alten Schuhe, zwei Fischbräter, ein dreibeiniger Waschtisch und ein Schürhaken.

Zufrieden machte er die Tür zu und schloss sich ein; schloss sich sogar doppelt ein, was nicht seiner Gewohnheit entsprach. So gegen Überraschungen gefeit, legte er seine Halsbinde ab, zog seinen Schlafrock und seine Pan-

toffeln an, setzte seine Nachtmütze auf und nahm vor dem Feuer Platz, um seine Grütze zu löffeln.

Es war in der Tat ein sehr niedriges Feuer, in einer so bitterkalten Nacht ein wahres Nichts. Er musste sich dicht davorsetzen, sich geradezu hineinbeugen, um dieser Handvoll Brennmaterial auch nur das geringste Gefühl von Wärme zu entlocken. Der Kamin war alt, vor langer Zeit von einem holländischen Kaufmann erbaut, ringsum mit kuriosen holländischen Kacheln versehen, die die Heilige Schrift illustrieren sollten. Da waren Kains und Abels, Pharaonentöchter, Königinnen von Saba, Engelsboten, die auf Wolken wie auf Federbetten durch die Lüfte schwebten, Abrahams, Belsazars, Apostel, die in Saucieren zur See fuhren, Hunderte von Figuren, die seine Gedanken in Wallung hätten bringen können – und doch erschien ihm, wie der Stab des alten Propheten, das Gesicht des vor sieben Jahren verstorbenen Marley und verschluckte das Ganze. Wären die glatten Kacheln unbemalt gewesen und hätten die Macht besessen, aus den unzusammenhängenden Bruchstücken seiner Gedanken *ein* Bild auf ihre Oberfläche zu zaubern, er hätte auf jeder von ihnen den Kopf des alten Marley erblickt.

»Humbug!«, sagte Scrooge und ging durch das Zimmer.

Nachdem er mehrere Male auf und ab gegangen war, setzte er sich wieder in den Sessel. Als er den Kopf zurückwarf, fiel sein Blick auf eine Glocke, eine ausgediente Glocke, die im Zimmer hing und zu irgendeinem längst vergessenen Zweck mit einer Kammer im obersten Stockwerk des Gebäudes verbunden war. Und während er hinblickte, sah er zu seinem großem Erstaunen und mit einem seltsamen, unerklärlichen Schauder, wie die Glocke zu schwin-